

Das Denken der anderen

Philosophie ist eine ernste Sache. Manchmal kommen Philosophen aber auch auf lustige Gedanken. Was wäre z. B., wenn Wissenschaftler plötzlich herausfinden würden, dass Katzen gar nicht aus Fleisch und Blut sind, sondern vom Mars aus ferngesteuerte Roboter? Hätten wir dann festgestellt, dass es eigentlich gar keine Katzen gibt? Oder würden wir sagen, dass es schon Katzen gibt, dass unsere bisherige Katzentheorie aber falsch war und Katzen eigentlich Roboter sind? Oder würde sich am Ende gar nichts ändern? Katzen wären ja nach wie vor Katzen, die in der Sonne liegen und Mäuse fangen.

Das possierliche Katzenbeispiel hat einen wichtigen wissenschaftstheoretischen Hintergrund. Die dahinter stehende Frage lautet: In welchem Zusammenhang stehen unterschiedliche wissenschaftliche Betrachtungsebenen? Was haben beispielsweise Hirnforschung und Sozialwissenschaften miteinander zu tun? Zu untersuchen, welche Auswirkungen der Medienkonsum auf Kinder und Jugendliche hat, war für Jahrzehnte eine Domäne der Psychologie und der Sozialwissenschaften. Dann kam die berühmte „Decade of the Brain“, und vielen Philosophen, Psychologen und Sozialwissenschaftlern dämmerte, dass da eine Wissenschaft an Dynamik gewann, die ihren traditionellen Fächern deren Deutungshoheit und Methodik abspenstig machen könnte.

Die Reflexe der Geistes- und Sozialwissenschaftler waren wenig überraschend. Sie bestanden im Wesentlichen darin, darauf zu pochen, dass ihre Gegenstände nicht mit irgendwelchen neuronalen Prozessen verwechselt werden dürften und daher nicht in das Gebiet der zweifellos spannenden Hirn-

forschung fielen. Um bei unseren Katzen zu bleiben: Was immer Wissenschaftler über Katzen herausgefunden haben mögen, es gibt eben eine Katzenwissenschaft, die unabhängig davon ist, wie oder was Katzen sind.

An den Verstimmungen, die diese Debatte begleiteten, waren allerdings nicht nur verstaubte Geisteswissenschaftler schuld, sondern auch der mitunter auftrumpfende Gestus mancher Hirnforscher, der leider nicht immer durch Forschungsergebnisse gedeckt war.

Inzwischen haben sich die Gemüter etwas beruhigt, und die mitunter scharfen Polemiken sind einer nüchternen Betrachtung gewichen. Das ist auch ein Verdienst einer ganzen Reihe interdisziplinärer Kongresse, Tagungen und Sammelbände, die deutlich gemacht haben, dass Geistes- und Sozialwissenschaftler auf der einen und Hirnforscher auf der anderen Seite doch zwei Seiten derselben Medaille betrachten. Die Frage ist somit nicht so sehr, ob die Hirnforschung überhaupt etwas zu Fragen der Sozial- und Geisteswissenschaften beitragen kann, sondern vielmehr: Was kann sie wo, im Moment und vor dem Hintergrund aktueller Forschungsergebnisse leisten? Einen herausragenden Band, der implizit diese Frage umkreist und sich dabei explizit einem für Medienwirkungsforschung zentralen Thema widmet, hat der Münchener Psychiater Hans Förstl herausgegeben. Die Kernfragen dieses Sammelbands lauten: Woher wissen wir eigentlich, was andere fühlen oder denken? Woher kommt unsere Empathie? Wann ist sie stärker und wann weniger ausgeprägt?

Die Fähigkeit, sich in andere Personen hineinzuversetzen, wird seit geraumer Zeit interdisziplinär unter dem Titel „Theory of Mind“ (ToM) diskutiert: Um zu verstehen, was andere meinen, denken oder fühlen, brauchen wir in unserem Kopf offensichtlich so etwas wie eine „Theorie“ des Mentalen, die uns sagt, dass ein Mensch, der im Nachbarauto vor der Ampel mit hochrotem Kopf wild herumgestikuliert, vermutlich wütend und aggressiv ist, da sein Vordermann nicht weiterfährt. Dass diese Fähigkeit nicht trivial ist, zeigt uns ein ganzes Spektrum pathologischer Einschränkungen, angefangen von Depressionen und Borderline-Störungen über Autismus bis hin zum vollkommenen Verlust des Einfühlungsvermögens bei schweren Hirnschädigungen. Solchen Störungen der Empathiefähigkeit sind die Arbeiten des zweiten Teils des vorliegenden Buchs gewidmet. Herausgehoben sei hier exemplarisch der Artikel des Münchener Jugendpsychiaters Franz Joseph Freisleder, der die Ursachen von Gewaltdelikten jugendlicher Täter mit Blick auf gestörte Persönlichkeitsentwicklungen diskutiert. Medieneinflüsse, so Freisleder, dürften hierbei nicht überschätzt werden. Gewaltdarstellungen in Filmen seien zu meist ein Kofaktor, der „sich bei jugendlichen Risikopersonen einem bereits vorhandenen Ursachenbündel für eine erhöhte Aggressionsbereitschaft zusätzlich aufpflöpft.“ Bei instabilen Heranwachsenden könnten brutale Computerspiele allerdings zu emotionalen Abstumpfungen und zum Erwerb aggressiver Reaktionsmuster führen. Generell seien Störungen der ToM, also „Egozentrität, Gefühlskälte, fehlendes Empathievermögen und Einschränkungen

im antizipatorischen Denken typische psychische Kennzeichen, die immer wieder bei jugendlichen Gewalt- und Sexualdelinquenten auffallen.“

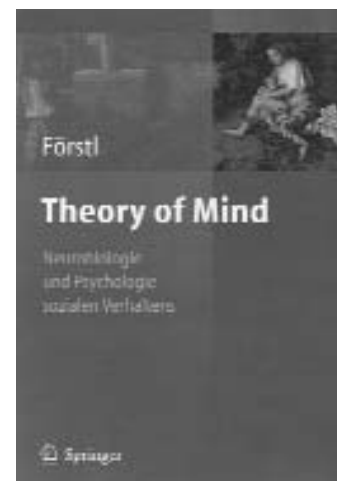
Mit den anthropologischen, soziobiologischen, neuronalen und psychologischen Grundlagen der ToM befasst sich der erste Teil des vorliegenden Sammelbands. Schon diese multidisziplinäre Perspektive macht deutlich, dass ein naturalistischer Zugriff auf mentale Phänomene keine Einschränkung darstellt, sondern erst deren Komplexität und damit wichtige Grundlagen für die Geistes- und Sozialwissenschaften erschließt.

So weist Hans Förstl in seinem Einleitungsbeitrag auf die Vielzahl verwandter Konzepte zur ToM in der Philosophie, der Psychologie und der Religion hin. Martin Brüne zeichnet die phylogenetische, soziobiologische Entwicklung der ToM nach und erinnert uns daran, dass unsere sozialen Fähigkeiten an die Evolution unseres Kortex gebunden sind. Neuroanatomisch stehen hier vor allem Areale des medialen präfrontalen Kortex, also die Bereiche des sogenannten Stirnlappens, die innen, am Spalt zwischen den beiden Hirnhälften liegen, im Zentrum der Forschung. Diese sind auch für die entwicklungspsychologischen Aspekte der ToM von großer Bedeutung, wie Beate Sodini in ihrem Beitrag zeigt. Entsprechend der Entwicklung des kindlichen Gehirns, entwickeln Kinder mit 3 bis 4 Jahren die Fähigkeit, von ihrer eigenen Perspektive zu abstrahieren. Ergänzend hierzu kann Andres Meyer-Lindenberg in einem wichtigen Beitrag zeigen, dass sozial gebundene und nicht sozial gebundene Angst von unterschiedlichen neuronalen Mechanismen realisiert wird. Einen

Brückenschlag zwischen den zuletzt genannten Arbeiten leisten schließlich die Beiträge von Georg Northoff, Albert Newen und Kai Vogeley, die jeweils auf die zentrale Rolle der schon angesprochenen inneren Strukturen des Stirnlappens sowohl für die Generierung von Selbstzuschreibungen als auch für die Fähigkeit zu einer ToM hinweisen, was wiederum maßgebliche Implikationen nicht nur für psychiatrische Erkrankungen, sondern auch für die Medienwirkungsforschung hat.

Die Empathiefähigkeit von Kindern spielt bei der Einschätzung, wie Medieninhalte auf sie wirken, eine entscheidende Rolle. Der vorliegende Band vereint unterschiedlichste Arbeiten zu den Grundlagen der Empathieforschung und ist zugleich ein überzeugendes Plädoyer für eine interdisziplinäre Betrachtungsweise, die neurologische, psychologische und sozialwissenschaftliche Aspekte integriert: Die sensationelle Feststellung, dass Katzen eigentlich Roboterkatzen sind, zwingt uns nicht dazu, unser gesamtes Wissen über Katzen aufzugeben. In einigen Bereichen täten wir jedoch gut daran, unsere Katzentheorie zu überarbeiten. Und keine Sorge: Katzen würden immer noch Whiskas kaufen.

Alexander Grau



Hans Förstl:
Theory of Mind. Neurobiologie und Psychologie sozialen Verhaltens.
Berlin 2007

Bei der tv impuls-Veranstaltung „Hirnforschung oder Sozialwissenschaft: Wer erklärt die Medienwirkung?“ am 18. Oktober 2007 in der Geschäftsstelle der FSF soll das Verhältnis der beiden Forschungszweige vertiefend betrachtet und diskutiert werden.

Das Programm ist zeitnah unter www.fsf.de abrufbar.

Eine vorherige Anmeldung zur Veranstaltung ist erforderlich. Weitere Informationen unter: graubnerc@fsf.de oder Tel.: 0 30 / 23 08 36 60